

btb

Eine junge Frau lässt nach einem Zusammenbruch alles in London hinter sich und zieht in ein kleines Dorf an der irischen Westküste.

Hier – in der ländlichen Abgeschiedenheit – gibt sie sich der Einfachheit ihres neuen Lebens hin, dem mäandernden Fluss der Gedanken. Hier verändert sich ihr Blick auf den Alltag. Hier rücken kleine, profane Dinge in den Mittelpunkt und gewinnen eine ungeahnte Tiefe. Soghaft zieht Claire-Louise Bennett uns in ihrem gefeierten Roman in das Leben dieser jungen Frau, die zwei Jahrhunderte nach Henry David Thoreaus Klassiker »Walden: oder Rückzug in die Wälder« aus der Beschränkung auf das Wesentliche neue Kraft zieht.

CLAIRE-LOUISE BENNETT wuchs in Wiltshire, im Südwesten Englands, auf. Sie studierte Literatur und Theaterwissenschaften an der University of Roehampton und lebt heute in Galway, an der irischen Westküste. »Teich« wurde als eines der faszinierendsten Erzähldebüts 2016 mehrfach als »Buch des Jahres« ausgezeichnet und für den Dylan Thomas Prize nominiert. Claire-Louise Bennetts jüngstes Buch »Kasse 19« ist 2023 im Luchterhand Literaturverlag erschienen. Es wurde als »ein Meisterwerk der autobiografischen Literatur« (Süddeutsche Zeitung) gefeiert.

Claire-Louise Bennett

Teich

*Aus dem Englischen
von Eva Bonné*

btb

Aus der höchsten Freude tönt der Schrei des Entsetzens oder der sehrende Klagelaut über einen unersetzlichen Verlust. [Dann] bricht gleichsam ein sentimentalischer Zug der Natur hervor, als ob sie über ihre Zerstückelung in Individuen zu seufzen habe.

Friedrich Nietzsche, *Die Geburt der Tragödie*

Aber konnte vielleicht jede Wohnung mit der Zeit zu einer Höhle werden? Und mich in ihrem wohltuenden, lauen, beruhigenden Halbdunkel aufnehmen?

Natalia Ginzburg, *Nie sollst du mich befragen*

Die Wölfe im Schneckenhaus sind grausamer als die streunenden.

Gaston Bachelard, *Die Poetik des Raumes*

Inhalt

Reise im Dunkeln	9
Morgens, mittags, abends	11
Gleich als Erstes	37
Der große Tag	39
Wunschdenken	61
Um kurz vor sieben	63
An einen unbekanntem Gott	75
Vor zwei Wochen	79
Pfannengericht	81
Letzte Hand anlegen	83
Kontrollknöpfe	93
Postkarte	119
Das tiefste Meer	121
O Tomatenmark!	139

Morgen, 1908	141
Mit bloßen Händen	155
Aus & vorbei	173
Wörter entfallen mir	181
Die Dame des Hauses	189
Bekanntes Terrain	215

Reise im Dunkeln

Als Erstes fiel uns auf, wie gut du aussahst. Und dass sich in den Hauptfenstern deines Hauses die Glut der untergehenden Sonne spiegelte. Eines Abends, wir kamen gerade von den Wiesen draußen zurück, war der Effekt so dramatisch, dass wir dachten, deine Zimmer stünden in Flammen. Nichts taten wir lieber, als den rasselnden Kies der Einfahrt zu harken, auf einen der makellosen Bäume am Wegesrand zu klettern und zu warten.

Irgendwann hörten wir dann das Motorendröhnen im Tal, gefolgt von einer nervenzerreißenden Stille, in der wir die Füße baumeln ließen und an deine Hände am Lederlenkrad dachten, links und rechts. Dabei waren wir nur Mädchen, kleine Mädchen an der Schwelle zum Erwachsenwerden; lange würden wir keine kleinen Mädchen mehr sein. Die beiden anderen waren mit ihren leeren Luftballonstäben am Bach zurückgeblieben, während ich nun über die Mauer in deinen Ziergarten kletterte, auf den zum Spielen völlig

untauglichen Rasen niedersank, die zartlila Muschelschale – meinen kostbarsten Besitz – fest umklammerte und einschloß.

Morgens, mittags, abends

Hin und wieder passt eine Banane ganz gut zum Kaffee. Allerdings darf sie nicht zu reif sein – die Schale braucht genau genommen noch einen Hauch von Grün. Andernfalls kann man es vergessen. Wobei das zugegebenermaßen leichter gesagt ist als getan. Äpfel kann man eine Zeit lang liegen lassen, Bananen nicht. Ihnen bekommt das Vergessenwerden kein bisschen. Sie schrumpeln, riechen faulig und werden schwarz.

Haferkekse passen ebenfalls ganz gut dazu, aber nur die groben; grobe Haferkekse schmecken sogar hervorragend zu einer Banane. Die sollte dann allerdings leicht gekühlt sein, über Nacht im Kühlschrank beispielsweise, falls man zu den vorausschauenden Leuten gehört, die sich schon am Vorabend Gedanken um ihr Frühstück machen; oder man legt sie, und das ist noch besser, einfach in eine schön kalte Fensternische in die Schale nur für Obst.

Eine herrlich breite, tiefe Fensternische, ohne Holzbrett und aus nackten, kalten Ziegeln. Eine Fenster-

nische, die so breit ist, dass sie selbst mit drei ziemlich großen Obstschüsseln nicht vollgestellt wirkt. So macht es wirklich Spaß, die Einkäufe aus der Fahrradtasche zu nehmen und in den Schalen am Fenster zu arrangieren. Auberginen, Kürbis, Spargel und kleine Kirschtomaten sehen zusammen sehr edel aus, es wäre überhaupt kein Wunder, wenn jemand sich spontan berufen fühlte, Pinsel und Palette zu holen und die exotische Patina der erlauchten Gemüseversammlung abzubilden, die da in der schön kalten Fensternische liegt.

Birnen sind weniger gesellig. Birnen sollten immer klein sein und in einer eigenen Schale flach nebeneinanderliegen. Man könnte noch einen pflückfrischen Stiel Johannisbeeren dazugeben, der allerdings den Birnen nicht wie ein Kranz umgelegt, sondern nur locker drapiert wird, sodass einige der scharlachroten Beeren in die sich langsam verschiebenden Zwischenräume kullern können.

Bananen und Haferkekse sind am Morgen übrigens ein guter Ersatz für Porridge, wenn der richtige Zeitpunkt, sich an den Herd zu stellen, verstrichen ist. Etwa, wenn man einen Nachbarn belauschen oder Handtücher falten musste und der Tag plötzlich so weit fortgeschritten ist, dass ein Porridge als bedrückender Rückschritt aufgefasst würde, als graues Mahl aus der

Unterwelt. Höchstwahrscheinlich käme gleich beim ersten Löffel ein dumpfer Unmut zum Vorschein, der einen dann für den Rest des Tages begleitet und sich gegen vier Uhr nachmittags an einer zufällig anwesenden Person entlädt. Genau genommen an einer bestimmten Verhaltensweise dieser Person, einer immer schon irritierenden Angewohnheit zum Beispiel, die sich nun mühelos aufblasen und zuletzt zur Hauptursache für diesen unheimlichen, seit jenem ersten Löffel Porridge anschwellenden Unmut erklären lässt.

Ein Klecks schwarze Johannisbeermarmelade mitten auf dem Porridge kann ganz schön aussehen, ehrlich gesagt macht er sogar einiges her. Dazu ein paar gehobelte Mandeln. Doch Obacht, Obacht bei den gehobelten Mandeln: Für mürrische oder zimperliche Gemüter sind sie nichts, und sie dürfen keinesfalls wie Konfetti über das Porridge geworfen werden, denn Mandeln haben mit Konfetti nichts gemein. Nein, die Mandelhobel sollten einander nicht berühren, sondern vielmehr wie bei einer russischen Pavlova ganz locker hier und da verteilt werden, nur dann sehen sie hübsch und unverfänglich aus. Wenn man hingegen eine Handvoll Mandelhobel einfach wahllos verstreut, erinnern sie an Fingernägel, die sich gerade aus der Erde bohren.

Schwarzblaue Marmelade und leichenbleiche Finger-

nägel, die langsam in den weichen Haferschleim sinken! In letzter Zeit höre ich Ravel zum Frühstück, immer wieder eine äußerst passende musikalische Unterma- lung. Und so beginnt derzeit also mein Tag, mit mini- malen Abweichungen.

Mit meinen Nägeln ist übrigens alles bestens, ver- mutlich waren sie nie gepflegter als jetzt. Wer es ge- nau wissen will: Letzten Mittwoch nach dem Mittag- essen habe ich sie lackiert, in der Küche, und die von mir dort in der Küche aufgetragene Farbe nennt sich »Hochlandnebel«. Ein schöner und, wie sich heraus- gestellt hat, sehr passender Name. Denn der Naturton meiner Nägel wird nicht ganz überdeckt und ist unter dem Lack noch schwach sichtbar, an den weißen wie an den rosa Stellen. Im Laufe der Zeit ist die Lackschicht nicht abgesplittert, sondern lediglich etwas dünner ge- worden, sodass man jetzt nicht nur den weißen und den rosa Teil des Nagels sehen kann, sondern auch den Dreck darunter. Durch den Nebel, der selbstverständ- lich die Farbe von Heidekraut hat, kann ich den Koh- lenstaub unter meinen Nägeln sehen. Wären die Nägel nicht lackiert, würde der Schmutzrand einfach nur ungepflegt wirken; doch die sich auflösende Schicht Hochlandnebel beschert mir völlig neue Assoziationen beim Betrachten meiner Hände. Plötzlich scheinen sie einem bezaubernden, gebildeten Menschen zu gehö-

ren, der sich aus einem klammen, muffigen Erdloch befreien musste, in das er niemals hätte hineinfallen dürfen. Die Vorstellung gefällt mir, sie gefällt mir sogar sehr.

In der Tat wäre es gar nicht so abwegig zu behaupten, dass ich so aussehe und mich manchmal auch so gebe wie jemand, der etwas im Garten anpflanzt. Damit will ich sagen, dass ich als bodenständig durchgehen könnte. Die Wahrheit ist jedoch, dass ich mich nie fortgepflanzt habe und mich nicht sonderlich für Gartenarbeit interessiere. Ja, es stimmt, neben der Haustür steht ein Übertopf mit leuchtend grüner Petersilie, aber die habe ich kein bisschen selbst gezogen. Ich habe sie als ganze Pflanze in einem nahe gelegenen Supermarkt gekauft, das kompakte Geflecht aus Wurzeln und Erde aus der Plastikschale gezogen und in den Übertopf neben der Tür gestopft.

Früher, vor ein paar Jahren, als ich noch in der Nähe des Kanals wohnte, hatte ich vom Schlafzimmerfenster aus freien Blick auf ein idyllisches Stückchen Land, das von den Gärten parallel verlaufender Häuserzeilen eingeschlossen und somit verführerisch unzugänglich war. Es zu betreten schien unmöglich, bis mich eines frühen Morgens eine Katze direkt hinführte. Auf der Flucht vor mir schlug sie einen spitzen Haken und verlor dabei einen gefolterten Zaunkönig, den ich nur noch wie-

gen und zusammenfalten konnte. Der Zaunkönig hatte wochenlang hoch über mir gesungen, wenn ich morgens beim Briefeschreiben in der Sonne gesessen hatte, und verständlicherweise schrie ich vor Schreck, als ich ihn da stumm und verstümmelt im Moos unter der Ligusterhecke liegen sah. Ich war so wütend, am liebsten hätte ich mir die Katze geschnappt und ihr stinkendes Hinterteil in siedendes Öl getaucht. Fauchen sollst du, kleines Miststück. Aber egal. Ich fand mich in dem Garten wieder, der von niemandem benutzt oder besessen wurde, und weil ich einmal da war, beschloss ich wiederzukommen. So lief es, als ich ein Kind war, und grundsätzlich hatte sich seither wohl nicht viel geändert.

Ich stellte Nachforschungen an, hatte aber nicht bedacht, dass die Leute, anders als bei einem Kind, hellhörig werden würden. Schon bald musste ich einen unverfänglichen Grund erfinden, warum ich wissen wollte, wem das Stück Land gehörte und ob ich es gelegentlich betreten dürfe. Bestimmt ließe sich da ganz wunderbar Gemüse anbauen, sagte ich. Obwohl ich mich niemals fürs Gärtnern begeistert hatte und meine Anfrage ziemlich vage formuliere, nahm man meinen Vorschlag ernst. Wie sich herausstellte, gehörte das Grundstück der katholischen Kirche, deshalb schickte man mich zu dem großen Haus an der Ecke, wo der

für die Gemeinde zuständige Pastor wohnte. Auf diese Entwicklung war ich nicht vorbereitet gewesen, ehrlich gesagt hatte ich keinerlei ernsthafte Absichten bei der ganzen Sache gehegt. Wahrscheinlich fand ich einfach den Gedanken zu verlockend, einen abgelegenen Ort ganz für mich allein zu haben und hin und wieder dort herumzustehen, in meinem geheimen Garten sozusagen. Aber ich hätte niemals den Mund aufmachen sollen, denn wie immer war ab dem Moment alles verdorben und überhaupt nicht mehr so, wie ich es mir vorgestellt hatte. Gleichzeitig nahm die Sache einen so unvorhergesehenen und absurden Verlauf, dass ich mich fügen musste.

Der Pastor war angenehm gleichgültig und erwähnte Gott kein einziges Mal. Zwar betonte er das Wort Spende auffällig oft, doch ich zuckte dabei nicht einmal mit der Wimper. Wo wohnen Sie?, fragte er. Da drüben, sagte ich und deutete zu einem Haus auf der gegenüberliegenden Straßenseite hinüber. Er schaute nicht in die angezeigte Richtung, anscheinend reichte es ihm, dass meine Wohnung in Sichtweite war, und dann kamen wir zu einer Übereinkunft. Ich kann mich an die Einrichtung des Pastorenhauses nicht erinnern. Die Tapete im Flur war vielleicht lindgrün. Könnte sein, dass ich nicht weiter hineingegangen bin als bis in den Flur. Möglicherweise stand ich auch vor der

Haustür und schaute nur in den Flur hinein, und dann hinunter auf die Kunststoffstufe zu meinen Füßen. Ja, so war es; der Mann trug Turnschuhe.

Eine ausreichend große Fläche zu jäten und ein Kartoffelbeet anzulegen, ist harte, monotone Arbeit, außerdem war der Frühlingsanfang in der Gegend eher unangenehm warm, ganz besonders in jenem Jahr. Ich weiß nicht mehr genau, was mich dazu trieb, jeden Tag in der Hitze zu stehen und dickes, struppiges Unkraut zu entwurzeln. Ich hielt oft inne, stand reglos da und fragte mich, welchen Träumen mein Geist gerade nachhing, konnte mich aber nur selten an etwas erinnern. Ich war verwirrt, aber die anderen wussten zum ersten Mal genau, was ich tat. Es war ihnen sonnenklar. Ich kehrte nach Hause zurück, lehnte die Gartengeräte an die Wand, ging hinein und wusch mir die Hände, und jeder, der mich dabei sah, wusste, was ich tagsüber getan hatte. Ich glaube, zu jener Zeit waren die Nachbarn – mit wenigen Ausnahmen – überraschend freundlich zu mir.

Wie in fast allen Bereichen des Lebens, in denen Erfolg messbar ist, entwickelte ich auch hier keinen Ehrgeiz und entschied mich schon bald für pflegeleichte Gemüsesorten. Kartoffeln, Spinat und Dicke Bohnen. Das war's. Das reichte. Man erzählte mir, es sei ein Kinderspiel, Zucchini, Kürbis und Karotten anzubauen,

aber eigentlich hatte sich für mich nichts geändert: weder war ich über Nacht zur Gärtnerin geworden, noch wollte ich wie eine behandelt werden. Kurze Zeit später, die Pflanzen machten sich ganz gut, wurde ich eingeladen, an einer bedeutenden Universität jenseits des großen Wassers über ein Thema zu sprechen, das mich wirklich sehr interessierte, wenn auch aus ungesunden Gründen. Damit will ich sagen, dass mein Interesse viel zu persönlich war, streng genommen gar nicht wissenschaftlich. Meine Methodik war angeblich nostalgisch und mein Ansatz geradezu naiv. Ich hatte keine der gängigen akademischen Regeln beachtet, die ich ohnehin nicht verstand, und stattdessen planlos den Literaturkanon der westlichen Welt geplündert, um eine These zu belegen, an die ich mich leider nicht mehr erinnern kann. Irgendwie ging es um Liebe. Um die zwangsläufige Brutalität der Liebe. Um jene ungestümen Seelen, die sich der Liebe als Mittel zur totalen Selbstaufgabe bedienen. Ja, genau. Ich wollte zeigen, dass die Liebe in der Literaturgeschichte durchweg als ein verzehrender Prozess ekstatischen Leidens dargestellt wird, der uns auslöscht. Am Ende bleibt nur das Vergessen. Amputiert, abserviert. Etwas in der Art. Etwas in der Richtung. Ich bin verrückt nach dir. Ich verliere noch den Verstand. Meine Seele verzehrt sich nach dir. Ich brenne für dich. Es gibt nichts mehr,